

«Pläne habe ich übergenuß, was aber daraus wird, steht noch in den Sternen...»

Agnes Gossen-Giesbrecht: Interview mit Viktor Heinz zu seinem 75. Geburtstag

Der Dichter und Schriftsteller Viktor Heinz ist mit zehn Büchern und zahlreichen Veröffentlichungen in Sammelbänden und Almanachen einer der renommiertesten deutschen Autoren aus Russland.

Er wurde am 10. Oktober 1937 in einer kinderreichen Dorflehrerfamilie in Nowoskatowka/Schöntal in Westsibirien geboren. Seit 1959 studierte er an der deutschphilologischen Abteilung der Pädagogischen Hochschule Nowosibirsk. Unter den Einfluss von Victor Klein, dem bekannten russlanddeutschen Erzähler und leidenschaftlichen Folklorist, begann Heinz bereits im dritten Semester Gedichte und Kurzgeschichten zu schreiben, die in der Wochenschrift «Neues Leben» (Moskau) veröffentlicht wurden. Als Heinz 1963 an die Pädagogische Hochschule Omsk als Lektor berufen wurde, stürzte er sich in die wissenschaftliche Arbeit und verteidigte 1971 seine Doktordissertation zum Thema «Lautsystem der oberhessischen Mundarten im Gebiet Omsk». Seit 1974 war Heinz Dozent und Lehrstuhlinhaber an der Fremdsprachenfakultät in Petropawlowsk/Kasachstan. In den Jahren 1984-1992 war Viktor Heinz Literaturredakteur der deutschsprachigen Zeitung «Freundschaft» / «Deutsche Allgemeine» in Alma-Ata.

In all diesen Jahren ließ er auch nie die Dichtkunst aus den Augen. Seine Gedichte und Erzählungen erschienen regelmäßig in den Zeitungen «Neues Leben», «Freundschaft» / «Deutsche Allgemeine Zeitung» (Kasachstan) und dem Almanach «Heimatliche Weiten» (Moskau, seit 1981).

Seine literarischen Werke sind auch in vielen Sammel- und Einzelbänden erschienen, die meisten in der deutschen Abteilung des Verlags «Kasachstan», wo er 1980 seinen ersten Gedichtband veröffentlichte. Darauf folgten weitere Einzelbände «Regen im Juni» (Gedichte und Erzählungen), «Schritte des Jahrhunderts», «Herbstwind» (Erzählungen) sowie die Theatertrilogie «Auf den Wogen der Jahrhunderte» (Raduga-Verlag, Moskau 1993). 1986 wurde Heinz in den Schriftstellerverband der UdSSR aufgenommen.

Seit 1992 lebte er in Göttingen, wo er seine literarische Tätigkeit fortsetzte. 1996 wurde sein Roman «In der Sackgasse. Aufzeichnungen eines «Außenseiters» in Russland» (Herausgeber: Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e.V.) veröffentlicht. Ihm folgten der Roman «Der brennende See» (BMV Verlag Robert Burau, Lage 2000), der Erzählband «Zarte Radieschen und anderes Gemüse. Ernst und Scherz in Prosa und Vers» (ebenda 2002), das Buch «Der eine spricht, der andre schwätzt, der dritte babbelt. Einiges über die Mundarten der Deutschen aus Russland» (Waldemar Weber Verlag, Augsburg 2008), „Spiegelbilder. Gedichte und Nachdichtungen» (Sonderausgabe zum 75. Geburtstag, herausgegeben vom Literaturkreis der Deutschen aus Russland e.V.)

und der Roman «Als ich gestorben war» (BMV Verlag Robert Burau, Lage 2012).

Viktor Heinz arbeitete in engem Zusammenhang mit dem Komponisten Eduard Isaak an einer Reihe von Kindermusicals («Die Einsteinfalle», «Russland, ahoi!»), verfasste Liedertexte, die von Isaak vertont wurden. Viele davon sind in das Buch von Eduard Isaak / Dr. Robert Korn «Es war einmal» (Waldemar Weber Verlag, Augsburg 2011) eingeflossen. Er war Mitbegründer des Literaturkreises der Deutschen aus Russland e.V. und sein engagierter Förderer.

Viktor, du bist 1937 in einer Lehrerfamilie in Sibirien in dem deutschen Dorf Nowoskatowka geboren. Welche Rolle spielten Musik und Bücher in deinem Elternhaus?

Musik? Um Gottes willen! In meiner Kindheit habe ich nur das Quengeln meiner hungrigen Geschwister gehört. Diese «Musik» klingt mir heute noch in den Ohren. Vater im Lager bei Workuta, Mutter wegen ein paar Kilo Hirse, die man in unserer «Speisekammer» bei einer Hausdurchsuchung gefunden hatte, für ein Jahr eingebuchtet. Nur Großmutter hat uns vor einem Waisenheim gerettet. Und sie hat uns irgendwie durch dieses bittere Elend durchgebracht.

Auch von Büchern konnte keine Rede sein. An eine geistige Nahrung hatte damals kaum einer gedacht. Man dachte vor allem an Brot. Geändert hat sich so langsam einiges, als Vater 1947 aus dem Lager zurückkam. Er hatte mir eine kleine Mundharmonika mitgebracht, mit der ich als Zehnjähriger kaum was anfangen konnte.

Du hast damals, oder wahrscheinlich etwas später, gern gemalt, aber auch früh begonnen zu dichten und Stücke zu schreiben, die von Laienkünstlern im Dorfklub aufgeführt wurden. War das der Einfluss von Alexander Zielke, deinem Deutschlehrer und Dichter? Kannst du dich an dein erstes Gedicht erinnern?

An mein erstes Gedicht? Natürlich nicht. Will ich auch gar nicht! Das wurde ja in russischer Sprache «verfasst», und ich kann mir jetzt kaum vorstellen, was das für ein «saumäßiges» Russisch war, wo wir doch, meine Klassenkameraden und ich, bei der Einschulung (1945) kein Wort auf Russisch verstanden haben (nicht mal ein Radio hat es zu jener Zeit gegeben, geschweige denn ein Fernsehen, das später für die jüngere Generation beim Russischlernen eine gewisse Stütze war). Es war nun eben ein Krähwinkel, wo sich Hamster und Zieselmaus «Gute Nacht!» sagen.

Alles kam erst viel später. 1955 hatte mein Vater die Zeitung «Neues Leben» abonniert, und ich war selbstverständlich sehr neugierig und schnupperte immer darin herum; zunächst las ich die im Dialekt geschriebenen Schwänke und Humoresken, dann Gedichte und Erzählungen... Und sieh! Da

gab es ab und zu auch Gedichte von meinem Deutschlehrer Alexander Zielke! Ich hatte ihn bewundert, und das war natürlich ein wichtiger Impuls für meinen weiteren Werdegang.

Da ich nach dem Abitur ein paar Jahre Dorfkübler war (alle meine Versuche, Geologe oder Kunstmaler zu werden, scheiterten an meiner Nationalität und Naivität – wer wollte in jenen Jahren schon einem «Fritzen» ein Studium an einer Hochschule ermöglichen!), habe ich die Publikationen in der besagten Zeitung für meine Arbeit mit der Laienkunst ausgenutzt und auch selbst humoristische Gedichte und Sketche in russischer und deutscher Sprache verfasst.

Welche Rolle spielte Victor Klein für deinen zukünftigen Beruf und deine Berufung als Sprachwissenschaftler und Schriftsteller? Welche Persönlichkeiten haben dir noch als Vorbilder gedient?

Ja, das ist schon ein anderes Kapitel in meinem Leben. Das Jahr 1959: Nowosibirsk. Pädagogische Hochschule, Abteilung für deutsche Philologie, in die hauptsächlich nur Abiturienten deutscher Abstammung aufgenommen wurden. Alle nannten sie hartnäckig «Spezgruppа» («Sondergruppe»). War wahrscheinlich auch gar nicht böswillig gemeint – das war nun mal in den vorhergegangenen Jahren ein gängiger Parteibegriff. Tauwetterzeit! Chrusch-tschows Stalin-Entthronung! Freigeistige Veranstaltungen im Studentenwohnheim! Eine schöne Zeit! Leider wurden nach Nikitas Rücktritt die ideologischen Schrauben wieder fester angezogen. Aber das kam erst später.

Damals bewunderten wir unseren Literaturdozenten und Schriftsteller Victor Klein: Er war nicht nur für mich und unsere deutschphilologische Abteilung ein hochgeschätzter Pädagoge, sondern auch für Studenten der anderen Abteilungen. Er war eben ein Mensch, der versuchte, die verschütteten menschlichen Ideale wieder zum Aufleben zu bringen.

Meine weiteren Vorbilder? Alle Literaturklassiker und Wissenschaftler der Welt, die ich kennen gelernt hatte. Hab' ja damals eine Menge Bücher verschlungen. Von den russlanddeutschen Autoren und Wissenschaftlern: Sepp Österreicher (B. Braining), Dominik Hollmann, Andreas Saks, Johann Warkentin, Georg Dinges, Andreas Dulson, Peter Sinner usw.

Die 80er Jahre waren sehr ertragreich und erfolgreich für dich. Es erschienen vier deiner Bücher mit Gedichten und Erzählungen in Alma-Ata in der neu gegründeten deutschen Abteilung beim Verlag «Kasachstan» und «Schritte des Jahrhunderts» in Moskau im Verlag «Raduga». Welche Auflagen hatten deine ersten Bücher? Wie kamen sie bei den Lesern an? Wann wurdest du in den sow-jetischen Schriftstellerverband aufgenommen?

Die Auflagen waren sehr unterschiedlich: Mein erstes Büchlein «Lebensspuren» erschien mit 2.500 Exemplaren, die folgenden von 500 bis 5.000. Aber die Auflagenhöhe hatte ja damals in der SU wenig zu bedeuten. Es lag vielmehr am Vertrieb! Die Bücher wurden blindlings in verschiedene Buchhandlungen Kasachstans und auch Russlands verschickt, so dass ein beträchtlicher Teil davon die in der ganzen SU verstreuten deutschen Leser gar nicht erreichen konnte.

Schriftstellerverband? Ich glaube, das war im Jahr 1986. Und das sah wieder wie eine Farce aus, wie es so oft in jenem System üblich war. Dem Antrag musste zu der erforderlichen Anzahl von veröffentlichten Büchern und Empfehlungen von anerkannten Schriftstellern noch ein etwa 40-seitiger Bericht über einen Bestarbeiter oder Forscher beigelegt werden. «Sozialauftrag» hieß das – eine neue Direktive von oben. Hab ich natürlich zwar zähneknirschend, aber gewissenhaft getan, aber kein Mensch hat das jemals gelesen, geschweige denn veröffentlicht.

Wie kam es zu der Zusammenarbeit mit dem Deutschen Theater in Temirtau/Alma-Ata, wo deine Theatertrilogie «Auf den Wogen der Jahrhunderte» eingeübt wurde und in Kasachstan, Russland und sogar in Deutschland 1987-1992 aufgeführt wurde? Der Literaturkritiker Ingmar Brantsch bezeichnet sie als «Ausnahmeleistung der osteuropäischen deutschsprachigen Dramatik». Was war das für ein Gefühl, sie auf der Bühne zu erleben, die Tränen und Begeisterung der deutschen Zuschauer zu sehen? Obwohl das in der Perestroikazeit passierte – hattest du keine Angst und Schwierigkeiten bei der Arbeit? Gab es Probleme mit der Zensur? Selbstzensur?

Das ist wieder ein neues Kapitel. Irgendwann im Jahre 1985 lud das Deutsche Theater in Temirtau eine Gruppe von deutschsprachigen Autoren (darunter auch mich) zu einem Gespräch ein. Von Perestroika und Glasnost konnte natürlich noch keine Rede sein. Partei und Geheimdienste hatten noch alles fest im Griff. Das Schauspielerteam hatte damals bereits gute Erfolge aufzuweisen. Aufgeführt wurden «Emilia Galotti» von Lessing, «Die Räuber» und «Kabale und Liebe» von Schiller, «Es lebe das Herz» von Schukschin, «Die Heirat» von Tschechow, «Draußen vor der Tür» von Borchert, «Die Physiker» von Dürrenmatt, «Emigranten» von Mrozek sowie eine Reihe von Kinderstücken (darunter Irene Langemanns «Hab oft im Kreise der Lieben»). Danach «Der eigene Herd» von Andreas Saks (das Stück wurde in den 30er Jahren in Engels aufgeführt), «Die Ersten» von Alexander Reimgen usw.

Da aber das Theater die größte kulturelle Einrichtung der Russlanddeutschen war, sahen es die Mitarbeiter als ihre Pflicht an, ihr Brauchtum und ihre tragische Geschichte aufzuarbeiten, und dazu brauchten sie Autoren, die sich dieser Aufgabe annehmen konnten. Im «Neuen Leben» war kurz zuvor ein Einakter von mir veröffentlicht worden, und das wurde auch als

Anlass genutzt, vor allem mich in die Mangel zu nehmen und mir die Pistole auf die Brust zu setzen: Du musst! – Du lieber Himmel, stöhnte ich, wie kann man denn die mehr als 200-jährige Geschichte einer Volksgruppe in ein Bühnenstück zwängen? – Dann schreib doch zwei oder lieber gleich drei! Ich versprach, es wenigsten zu versuchen. Vielleicht mit einzelnen Episoden... mit vielen Zeitlücken...

Die Absicht des Theaters war es, den Menschen in der Sowjetunion, gleich welcher Nationalität, die Wahrheit über die Geschichte der Russlanddeutschen zu erzählen, denn viele Russen und Kasachen glaubten damals, die in Sibirien und Kasachstan lebenden Deutschen seien Kinder von Kriegsgefangenen oder gar Kriegsverbrechern des letzten Weltkrieges. Das konnte man den Russen und Kasachen nicht zum Vorwurf machen, denn niemand hatte ihnen je erzählt, woher die Deutschen kamen und welche Tragödie ihnen widerfahren war. Aber auch viele Russlanddeutsche wussten davon kaum etwas.

Auf der einen Seite machte es mir großen Spaß, mit den jungen Leuten, die voller Enthusiasmus und Tatendrang waren, zu arbeiten, auf der anderen Seite aber... o, dieses ewige Umschreiben und Umtippen! (Warum nur habe ich damals noch keinen PC gehabt?!) Und das Übersetzen ins Russische für das Kulturministerium (das damals immer noch das große Sagen hatte) und für die Simultanübersetzung auf der Bühne. Und die russischen Texte verschwanden immer wieder spurlos, und es hieß, immer wieder von neuem umtippen. (Warum nur habe ich damals noch kein Kopiergerät gehabt?!) Später hat sich herausgestellt, dass die russischen Texte des Stückes in einigen Schubladen der ZK- und KGB-Funktionäre gesehen worden waren.

Als das erste Stück (von «Auf den Wogen der Jahrhunderte») endlich so ziemlich bühnenreif war, rief mich der Regisseur des Theaters, Bulat Atabajew, ein Absolvent der Universität Leipzig und guter Kenner der deutschen Sprache, mit der Frage an, ob es nicht besser wäre, den berüchtigten Ukas über die Deportation der Wolgadeutschen gleich an den Schluss des ersten Stückes anzuhängen (ursprünglich war er für das zweite Stück vorgesehen). Offenbar hatte er Bedenken, ob das zweite (und dritte) Stück überhaupt zustande kommen würden. Damals mussten nämlich alle Bühnenstücke vor der Uraufführung erst von einer Sonderkommission «angenommen» werden, die ihr weiteres Schicksal zu bestimmen hatte. Ich hatte ihm zu verstehen gegeben: Wenn er das für gut halte, solle er «ruhig die Sau sofort rauslassen».

Und so geschah es auch. Als alle einzelnen Szenen über die Bühne gelaufen waren, wurde der besagte Ukas von einem Schauspieler mit kräftiger und eindringlicher Stimme (in russischer Sprache!) verkündet. Im Zuschauerraum trat eine geheimnisvolle Stille ein, auch die Kommission war mucksmäuschenstill – wahrscheinlich hat's ihnen die Sprache verschlagen. Erst ein paar Minuten später kam der stürmische Applaus, beteiligt waren nicht nur Russlanddeutsche, sondern auch einige Kasachen, Uiguren, Koreaner usw. Danach wurde nach einer kurzen Besprechung dem Stück «grünes Licht» gegeben.

Am nächsten Morgen kam jedoch wieder ein Anruf von Bulat Atabajew. Man habe ihn beschuldigt, sagte er, das Stück «verstümmelt» zu haben. Es liege nun an mir, ob ich diese Änderungen akzeptieren kann oder nicht. «Ich akzeptiere es voll und ganz», war meine Antwort. «Mach weiter so, Bulat!»

Aber damit noch nicht genug. Ein Anruf aus dem Kulturministerium. Ob ich bei ihnen kurz vorbeikommen könne. Na sicher doch, das Kulturministerium war doch nur ein paar Schritte von unserer Redaktion entfernt. Der Kulturminister empfing mich freundlich und schlug mein Manuskript, das auf seinem Tisch lag, auf. Er sei heute von einigen Personen gefragt worden, warum der Text dieses Stücks auf der Bühne geändert worden sei, da stehe doch gar nichts drin von irgendeinem dubiosen Ukas über Deportation: Wie können Sie so was dulden? Der Ukas sei keine Erfindung, erklärte ich, den könne ein jeder in der «Prawda» (Jahrgang 1941) finden. Er wäre sowieso im zweiten Stück aufgetaucht. Aber ich hätte keinen Einfluss auf die heutige neumodische Theaterkunst. Wissen Sie, was diese Theaterleute aus Schillers Dramen gemacht haben – der arme Mann hätte sich im Grabe umgedreht, wenn er sich so was angesehen hätte. Und was bin ich schon im Vergleich zu Schiller?

Der Minister schmunzelte und bedankte sich für die Erläuterung.

So war's mit dem ersten Stück. Weiter ging alles viel leichter – keine ideologischen Hindernisse mehr, keine überflüssigen Übersetzungen. Aber das dritte Stück («Jahre der Hoffnung») hatte ein nur kurzes Leben: Die führenden Schauspieler reisten nach und nach aus und leben jetzt in Mainz, Niederstetten, Wittenberg oder sonst wo.

In der Theatertrilogie hast du einen tiefen historischen Einblick in die tragische Geschichte der Russlanddeutschen geschildert. Hast du dich auch mit der eigenen Familienforschung beschäftigt?

Den Stammbaum meiner Vorfahren kenne ich ziemlich gut, aber das reichte mir nicht aus für die Gestaltung der Ereignisse in den Bühnenstücken. Ich habe immer wieder ältere Leute aufgesucht, die all diese tragischen Geschehen am eigenen Leib erlebt hatten. Sie berichteten mir auch gern, sehr oft mit Tränen in den Augen, über ihre Erlebnisse.

Du kamst 1992 mit 55 Jahren nach Deutschland, «ernüchtert vom Perestroikatraum». Du warst vorher einige Male in Deutschland gewesen, in Ostberlin und auch in Ulm und München mit dem Deutschen Theater. Was hat dich, einen erfolgreichen Autor in Kasachstan und Literaturredakteur der deutschsprachigen Zeitung «Freundschaft»/»Deutsche Allgemeine«, damals für die Entscheidung umzusiedeln bewogen? Welche Zukunftspläne hattest du damals?

Zukunftspläne vor der Ausreise? Was meine Berufstätigkeit betraf – da war alles zappenduster (außer einer kleinen Hoffnung, bei der Herausgabe einer

Zeitschrift für Russlanddeutsche behilflich sein zu können). Mit meinen 55 Jahren und angesichts der großen Zahl von Arbeitslosen in der Bundesrepublik war ich leider schon aus dem «günstigen» Alter heraus. Bis in die neunziger Jahre hinein habe ich auch gar nicht geglaubt, dass ich jemals nach Deutschland komme. Allzu sehr wurde ich von den Geheimen und Konsorten beschattet. Eigentlich hätte ich in Russland und Kasachstan einer der bravsten Sowjetbürger sein können, was ich übrigens in den ersten Jahren meiner Dozententätigkeit an der Lehrerrhochschule in Omsk auch war. Und wenn mich diese Heimlichtuer in Ruhe gelassen hätten, hätte sich auch weiter nichts geändert. Aber nein, sie waren darauf erpicht, dass ich meine Landsleute bespitzeln sollte. Und da ich das nicht tat, wurde ich selbst als unsicherer Kantonist abgestempelt und dauernd beschattet.

Ja, ich bin vor meiner Ausreise zweimal in der ehemaligen DDR gewesen: 1988 im Rahmen des Presseaustausches zwischen der Wochenschrift «Deutsche Allgemeine» (Alma-Ata) und der Zeitschrift «Freie Welt» (Berlin) und 1990 als Autor des Bühnenstücks «Auf den Wogen der Jahrhunderte» mit dem Deutschen Theater, das damals in Wittenberg, Berlin und Bautzen Gastspiele gab (in Ulm und München war ich leider nicht dabei). 1991 war ich auf Einladung der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland bei einem Literaturseminar in Stuttgart. Aber das war ja alles schon in der Perestroika-Zeit.

1996 erschien in Deutschland dein Roman «In der Sackgasse: Aufzeichnungen eines «Außenseiters». Hast du an diesem Buch schon drüben zu arbeiten begonnen? Hat sich Rudolf Hartmann, der Protagonist der Erzählung «Von 1 bis 6» später in deinem Roman in Willi Werner verwandelt? Einige Parallelen sind ja offensichtlich, beide sind auf der Suche nach der Wahrheit, ihr Weg ist durch ständige Zweifel, kritische Hinterfragung und seelische Auseinandersetzungen gekennzeichnet, beide sind Bespitzelungen ausgesetzt. In welchem Maße ist dein Roman autobiografisch?

Übrigens steht das Wort «Außenseiter» in Anführungszeichen, was von manchen Lesern oft übersehen wird. Das hat schon etwas zu sagen. Aber es stimmt schon. Egal ob Rudolf Hartmann oder Willi Werner – es geht um ein und dieselbe Person, aus deren Leben ich auch schon «drüben» einige Episoden veröffentlicht habe. Was das Autobiografische darin betrifft, da-rüber habe ich schon früher in einem Literaturseminar einiges kurz erläutert. Der Roman ist ein Versuch, das Schicksal meiner Altersgenossen künstlerisch zu verarbeiten. Ihre Kindheit fiel in die schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre, ihre Jugend in die Chruschtschowsche Tauwetter-Periode und das Mannesalter in die Zeit der Stagnation, als die staatsgesteuerte Ökonomik in die Sackgasse geriet. Die wenigen, denen es gelang, sich halbwegs über das allgemeine politische Analphabetentum zu erheben, bekamen den Druck der Diktatur, die ständige Bespitzelung und den Maulkorb am deutlichsten zu spüren.

Der Roman enthält viele autobiographische Züge, und trotzdem ist die Hauptgestalt Willi Werner keine autobiografische Figur und der Roman kein konkreter Dokumentarbericht. Er muss vielmehr als ein verallgemeinertes Lebensbild meiner Altersgenossen gesehen werden. Um geschichtliche Parallelen zwischen den 60er und 90er Jahren ziehen zu können, ließ ich die Handlung «doppelsträngig» verlaufen.

Warum hattest du dich dafür entschieden, für deinen zweiten Roman «Der brennende See», der 2001 im Burau-Verlag erschien, die DDR als Schauplatz und die Stasibesitzungen eines jungen Arztes zu wählen?

Wie bereits erwähnt, bin ich vorher zweimal für eine längere Zeit in der Ex- und Noch-DDR gewesen. In Russland hatte zu jener Zeit Perestroika und Glasnost schon Fuß gefasst, während es in der DDR hieß: «Wir brauchen keine Perestroika, wir haben alles, was der Mensch nötig hat». Als ich manchmal im Gespräch mit meinen DDR-Journalistenkollegen etwas zu laut «gedacht» hatte, wurde mir mit vorgehaltenen Hand zu verstehen gegeben: «Wir haben hier noch lange keine Perestroika». Da wurde mir ein übriges Mal bewusst, dass die DDR-Bürger mit den gleichen Problemen konfrontiert waren wie wir in der SU. Aber in diesem Buch soll keiner irgendeine autobiografische Züge suchen – alle Personen sind frei erfunden, aber nicht erlogen und erstunken! Ich hatte dazu jede Menge Recherchen angestellt.

Deine Dissertationsforschung über die «oberhessischen Mundarten in Sibirien» hast du in Deutschland zu dem Sachbuch «Der eine spricht, der andre schwätzt, der dritte babbelt» umgearbeitet und im Waldemar Weber Verlag herausgegeben. Dabei hast du einiges gekürzt, es aber auch mit neuen Beobachtungen angereichert. Welche Mundarten der Russlanddeutschen hast du in Sibirien außer den hessischen noch erforscht? Wie bist du vorgegangen? Hat diese Arbeit auch Einfluss auf deine spätere literarische Tätigkeit gehabt?

In den sechziger Jahren habe ich an der Lehrerhochschule in Omsk Literatur, Sprachgeschichte und auch einen kurzen wahlfreien Kurs in deutscher Mundartforschung unterrichtet. Meine Studenten (fast alle deutscher Abstammung) kannten damals noch irgendeinen Dialekt, den sie zu Hause gesprochen hatten. Ich stellte eine Liste von Sätzen zusammen und bat meine Studenten, diese in ihre Mundart zu «übersetzen». Auf diese Weise konnte ich feststellen, dass in Westsibirien und Nordkasachstan in einigen deutschen Dörfern außer den hessischen auch schwäbische, plattdeutsche (Mennonitenplatt) und wolhyniendeutsche Mundarten gesprochen wurden. Einige Forschungsexpeditionen mit interessierten Studenten in diese Dörfer hatten Früchte gebracht.

Zu deiner letzten Frage hat sich Johann Warkentin («Geschichte der russlanddeutschen Literatur») knapp und prägnant geäußert: «Ein akademisch geschulter Germanist muss nicht Schriftsteller sein, aber einem Autor kann einschlägiges Wissen nur nützen, zumal wenn solche Kenntnisse in jahrelanger Lehrtätigkeit und systematisch vor Ort betriebener Mundartforschung ständig aktiviert und erweitert wurden. Und wohl noch wichtiger war, dass die dialektologische Feldarbeit den (künftigen) Autor mit immer neuen Menschen, ihren Beziehungen und Verstrickungen zusammenführte. Dieses günstige Zusammenspiel von Beruf und Berufung kommt bei Viktor Heinz hervorragend zum Zuge».

Das hätte ich nicht besser sagen können.

Woran arbeitest du jetzt? Wie siehst du die Zukunft der Literatur der Russlanddeutschen in Russland und hierzulande in Deutschland?

Pläne habe ich übergenug, was aber daraus wird, steht noch in den Sternen. Ich glaube kaum, dass es weiterhin in Russland eine deutschsprachige russlanddeutsche Literatur geben wird, und in Deutschland wird mit der Zeit der Begriff «russlanddeutsch» überhaupt verschwinden, denn die Nachkommen dieser Volksgruppe werden damit gar nichts mehr zu tun haben wollen. Alles andere gehört schon zur Geschichtsforschung.

Lieber Viktor, am 10. Oktober hast du deinen 75. Geburtstag gefeiert. Du hast viel in deinem Leben geleistet. Was dich bis jetzt besonders auszeichnet, ist die Liebe zur deutschen Sprache und deine Hilfsbereitschaft gegenüber jungen Autoren. Du hast so vielen mit Rat und Tat beigestanden, dass es eine ellenlange Liste sein würde.

Deine Literaturfreunde wünschen dir gute Gesundheit, viel Erfolg mit den zwei letzten Büchern, die ihren Weg zu den Verlegern gefunden haben, und noch viele neue kreative Ideen.

(Erstveröffentlichung in «Volk auf dem Weg» 10-12/2012)